

Aus aller Welt.

Aus Liebe. Ein Privattelegramm aus Köln meldet uns: Ein mit der Ehefrau eines anderen in wilder Ehe lebender Herrscher schoß auf die Frau, als diese wieder mit dem Ehemann leben wollte. Als die Frau tödlich verletzt dem Ehemann zugeführt wurde, suchte dieser die Spur des Täters, der in dem Augenblick, als ihn die Polizei festnehmen wollte, sich durch einen Schuß in den Kopf tötete. Die Frau liegt gleichfalls im Sterben. Ihr Mann hinterließ einen Brief des Inhalts, daß er ebenfalls mit dem Leben abgeschlossen habe.

Automobilunfall. Aus Berlin wird uns gemeldet: Ein folgenschwerer Automobil-Unfall ereignete sich gestern nachmittag auf der Berliner Chaussee zwischen Nikolai- u. Wannsee-Str., wobei der 39jährige Fabrikdirektor Ibell tödlich verunglückte, während seine Gattin erhebliche Verletzungen erlitt.

Eine Ehekränkung. Man meldet uns aus Berlin: Am Tag der Weg dacht an der Jungfernhäube hat am gestrigen Sonntagabend der 39jährige Zimmermann Magnus Fischer seiner zwei Jahre jüngeren Frau Marie nach einem Streit auf offener Straße mit dem Messer die Kehle durchgeschnitten und sich dann selbst zwei tödliche Verletzungen am Hals mit dem Messer beigebracht. Die Frau war auf der Stelle tot. Fischer wurde ins Krankenhaus gebracht. Es besteht aber keine Hoffnung, ihn am Leben zu erhalten.

Der 70. Geburtstag Prof. von Bergmanns. Aus Berlin wird uns gemeldet: Zum 70. Geburtstag von Prof. von Bergmann sandte der Kaiser folgendes Glückwunschtelegramm: „Am heutigen Tage möchte ich nicht unter der großen Zahl derjenigen fehlen, die Ihnen, mein lieber Bergmann, ihre aufrichtigen Glückwünsche aussprechen. Ihre hohen Verdienste, welche Sie sich um die leidende Menschheit erworben haben, sichern Ihnen einen Ehrenplatz unter den Leuchten der Wissenschaften. Gott schenke Ihnen weitere Erfolge in Ihrer segensreichen Tätigkeit und einen glücklichen Lebensabend im Kreise Ihrer Lieben. Das ist der Wunsch Ihres wohlwollenden Königs Wilhelm I. R.“ Telegramme sandten ferner die Kaiserin und die Großherzogin von Baden. Persönlich hatte sich eine große Zahl Gelehrter, Vertreter des roten Kreuzes und anderer Körperschaften eingefunden. Abends fand im Mozartsaal ein Festmahl statt. An demselben nahmen etwa 500 Personen teil, darunter die Minister-Stadt und Hr. v. Rheinbaben, ferner Excellenz Prof. Dr. Moritz Schmidt-Frankfurt a. M. Der Kultusminister brachte das Hoch auf den Kaiser aus. Professor Neubner liest den Jubilar, Hr. v. Angerer die Familie deselben. Professor v. Bergmann erwiderte mit warmen Dankworten.

Weihnachts-Gratifikationen. Aus Berlin wird berichtet: Die Große Berliner Straßenbahn-Gesellschaft hat 292.000 M. als Weihnachts-Gratifikation unter ihre Beamten verteilt.

Eine Gattenmörderin freigesprochen. Wie uns aus Magdeburg telegraphiert wird, wurde die wegen Gattengiftmordes angeklagte Postassistentenwitwe Dachtstein am Samstag in später Nachtstunde freigesprochen.

Im Nebel. Man meldet uns aus Lemberg: Der aus Krakau hier eintreffende Personenzug stieß bei der Einfahrt infolge Nebels mit einem Güterzuge zusammen. 16 Personen wurden verwundet.

Eine Familientragödie. Aus Plauen i. V. meldet uns ein Privattelegramm: In dem Dorfe Schönau an der sächsischen Grenze erschlug der 16jährige Sohn eines Milchhändlers die Geliebte seines Vaters und deren Kind mit der Holzgast, weil er sich durch das Liebesverhältnis im Erbteil benachteiligt glaubte. Der junge Mensch zündete darauf das Haus an und erhängte sich.

Die abgehauene Hand. Man telegraphiert uns aus Breslau: Der Breslauer Magistrat hat wegen der prinzipiellen Bedeutung, die der Rechtsstreit mit dem Arbeiter Vielowald für alle Städte Preussens hat, Berufung gegen das Urteil der 5. Breslauer Zivilkammer eingelegt, das den Klageanspruch des Arbeiters Vielowald aufgrund des Tumultgesetzes für berechtigt anerkannte. Der Magistrat will aber unabhängig von dem Ausgang des Prozesses die Zukunft Vielowalds auf jeden Fall durch das Angebot einer Stellung im städtischen Dienst sichern.

Der Drednought beschädigt. Aus London wird uns gemeldet: Der Riesenpanzer Drednought ist bei seinen Schnelligkeitsversuchen gegen ein Wrack gerannt und erlitt bedeutende Beschädigungen. Mehrere Panzerplatten wurden eingedrückt. Der Dampfer muß umfassenden Reparaturen unterzogen werden.

Verhaftete Fälscherbande. Aus Mailand wird uns gemeldet: Die Polizei verhaftete eine weitverbreitete Fälscherbande. Unter den 10 Verhafteten befindet sich ein Angehöriger einer hochangeesehenen Brescianer Familie.

lokales.

* Wiesbaden, 17. Dezember 1906.

Der Postreferendar kommt. Ohne Referendar scheint es nun auch im Postdienst nicht länger gehen zu wollen. Der Titel mit dem nachfolgenden Adjektor ist doch gar zu schön! Die Anwärter der höheren Laufbahn müssen das Zeugnis der Reife eines Gymnasiums, Realgymnasiums oder einer Oberrealschule erworben haben. Sie sollen zunächst in einer einjährigen Elevation den technischen Dienst bei den Post- und Telegraphenanstalten erlernen und sich dann einem dreijährigen akademischen Studium unterziehen, das vornehmlich die Volkswirtschaftslehre und die Grundlagen der Rechtswissenschaften, der Telegraphie, Physik, Chemie, Mathematik, Elektrotechnik, zu umfassen hat. Nach Vollendung der Studien ist die erste Prüfung abzulegen, nach deren Bestehen die Anwärter zu Postreferendaren ernannt werden. Diese haben ihre praktische und wissenschaftliche Ausbildung nach einem bestimmten Plan weiter zu fördern und sich mit dem Verwaltungsdienst eingehend vertraut zu machen. Nach Ablauf von weiteren drei Jahren ist die zweite Prüfung abzulegen, nach deren Bestehen die Ernennung zum Postassessor erfolgt. Die Assessoren sollen in den höheren Beamtenstellen der fünften Rangklasse verwandt und später, je nach Befähigung, Leistung, Führung und Gelegenheit in die oberen Stellen der Verwaltung befördert werden.

* Das Stadttheater in Mainz bringt in dieser Woche mehrere interessante Aufführungen. Am Dienstag, 18. und Samstag, 23. d. M., ein Gastspiel Silvano J. J. Tenor von der Scala-Mailand, der in Köln, Elberfeld, Leipzig, Barmen, Aachen usw. glänzende Proben seiner herrlichen Stimmkraft gab und überall mit großem enthusiastischen Beifall begrüßt wurde. Der Künstler singt am Dienstag den Canio in „Bojazzo“ und Trubidu in „Cavalleria rusticana“, dem am Samstag der Rudolph in „Die Boheme“ folgt. Am Freitag ist die Erstaufführung von Richard Strauß „Salome“ in Gegenwart des Großherzogs von Hessen. Dirigent des 78 mitwirkenden Künstler zählenden Orchesters ist Hofrat Emil Steinbach, die Intensionierung leitet Direktor Max Behrend. Für die Vertretung der Titelpartie ist eine junge Sängerin, Malvine K. a. n. von der Kgl. ungarischen Oper in Budapest verpflichtet worden. Am kommenden Sonntag ist der Kinderwelt gedacht. „Puppenfee“, Wagners lustige und melodische „Ballett-Pantomime“ sowie Humperdincks „Hänsel und Gretel“ kommen zur Aufführung.

Aus dem Gerichtssaal.

Strafkammer-Sitzung vom 15. Dezember 1906.

Pfandhinterziehung.

Der Zimmermann August Haybach von Nieder-Walluf hatte von einem hiesigen Abzahlungsgeschäft ein Bett für 141 M. mit Eigentumsvorbehalt gekauft. Die vereinbarten Ratenzahlungen hielt er nicht ein, er wurde angeklagt, ein Gerichtsvollzieher erschien bei ihm, um das Bett zu beschlagnahmen, dieser aber fand das Bett nicht mehr vor und D. erklärte ihm, er habe das Bett einem Wiesbadener Auktionator verkauft, und sei nur gewillt, die Wiederherausgabe zu vermitteln, sofern das Geschäft ihm seine Zahlungen rückerstatte. Tatsächlich soll sich das Bett in einem anderen Zimmer seiner Wohnung befunden haben. — Der Angeklagte wird heute mangels Nachweis, daß das Bett tatsächlich weggeschafft worden sei, freigesprochen.

Geisteskrankheit und Verbrechen.

Bei einem Alter von kaum 16 Jahren ist die Arbeiterin Katharina Koch von Viebrich zweimal schon wegen Eigentumsvergehens vorbestraft. Am 8. Februar erschien sie neuerlich bei der Frau des Parkettbodenfabrikanten Gail in Viebrich und verlangte und erhielt ein Darlehen in Höhe von 350 M. angeblich für eine Frau, von der sie wußte, daß sie mit der Frau G. in Verbindung stand. Quittung erteilte sie dabei mit dem Namen eines anderen Mädchens, von dem sie behauptet, daß es sie zu der Tat angereizt habe und daß es zwischenzeitlich mit einem „Vorsich“ durchgegangen sei. Zum zweiten Male erschien das Mädchen gleich darauf an Ort und Stelle mit der Bitte, seiner angeblichen Auftraggeberin ein weißes Kleid zu leihen, dessen ihre Tochter zum Besuche eines Balles bedürfe. In diesem Falle hatte das Mädchen kein Glück, weil man Verdacht schöpfte. Auftrag hatte es nicht, wie sich später ergab. — Das Mädchen ist vom Kreisarzt auf seinen Geisteszustand beobachtet worden. Nach seinem Gutachten war bei den Straftaten höchstwahrscheinlich die freie Willensbestimmung ausgeschlossen, sie wird daher freigesprochen.

Schenken Sie Krawatten.

Zu Weihnachten

sind Krawatten ein vornehmes und stets gern gesehenes Geschenk.

Unsere Krawatten

(eigenes Fabrikat)

zeichnen sich durch vorzügliche Konfektion, neueste Stoffe, beste Qualitäten, schickste Formen und grösste Preiswürdigkeit aus.

Die Auswahl ist unübertroffen!

Spezial-Preise für alle Fassons:

1 Stück 95 Pfg.

3 Stück M. 2.50.

1 Stück M. 1.50

3 Stück M. 4.00.

1 Stück M. 2.00

3 Stück M. 5.50.

1 Stück M. 2.50

3 Stück M. 7.00.

Hermanns & Froitzheim,

Langgasse 28.

Langgasse 28.



Mr. 294.

Dienstag, den 18. Dezember 1906.

21. Jahrgang.

Bei fremden Leuten.

Roman von Arthur Zapp.

Fortsetzung.

[Nachdruck verboten.]

„Aber was soll ich denn tun?“ kam es wie ein Schmerzensschrei aus ihrer heftig ringenden Brust, in die sich die Vorwürfe der Tante wie spitze Stacheln eingebort hatten. „Ich will ja gern arbeiten und Geld verdienen, wenn ich nur wüßte — wie!“

Der Onkel machte eine beschwichtigende Handbewegung. Es schien, als habe der bewegliche Klang von Felicias Stimme, die wie verhaltenes Weinen klang, sein Mitgefühl erregt.

„Lass' doch!“ wehrte er, weniger kleinlich als Tante Bertha, ab. „Das ist doch wahrhaftig nicht der Rede wert.“

Ueber das gelbliche, magere Gesicht der alten Jungfer lief bei diesem unerwarteten Widerspruch ein ärgerliches Jucken.

„Nicht der Rede wert?“ wiederholte sie. „Du hast Dir wohl nicht klar gemacht, was solch' ein junges Mädchen an Toilette gebraucht, besonders wenn sie so anspruchsvoll ist wie Felicia.“

Und zu dieser gewendet, fügte sie hinzu: „Arbeit findet man immer, wenn man nur Lust hat, was zu tun, und sich nicht scheut, zuzugreifen. Man muß eben fürlich nehmen mit dem, was sich einem bietet. Wenn man als Gesellschaftsfraulein nicht ankommen kann, dann nimmt man eben 'ne Stelle als Bonne an oder geht in 'nen Laden als Verkäuferin.“

Dem hilflosen, jungen Mädchen stieg eine heiße Röte ins Gesicht. Die Erinnerungen und Anschauungen aus besseren Tagen waren noch zu frisch in ihr, als daß sie Tante Bertas Vorschlag nicht wie eine Beleidigung empfunden hätte. Aber sie wagte keinen Widerspruch, denn auf der anderen Seite machte sie die Furcht erbeben, Onkel Schöning könnte sie für träge und bettelstolz halten. Aber dieser selbst kam ihr zu Hülfe.

„Das ist nichts für Felicia“, sagte er und legte die Zeitung auf den Tisch, „als Ladenmamsell! Dazu liegt vorläufig keine Veranlassung vor. Ueberhaupt ist es nicht mein Wunsch, Felicia aus dem Hause und aus meinen Augen zu lassen. Ich bin ihr Vormund und fühle mich als solcher für ihr Wohl und Wehe verantwortlich.“

Das war so bestimmt und ernst gesagt, daß Tante Bertha keine Widerrede mehr wagte, sondern sich begnügte, der so warm verteidigten Felicia einen tückischen Blick zuzuworfen.

Der Auftritt hatte die Wirkung, daß Felicia mit sich zu Rute ging. Im Grunde hatte ja Tante Bertha recht, sagte sie sich, wenn sie das, was sie geäußert hatte, auch in freundlichere Worte hätte kleiden können. Sie hatte viel freie Zeit, und wenn sie sich auch bemühte, sich so nützlich als möglich zu machen, indem sie den Kindern ihre Kleider ausbesserte und auch in der Wirtschaft von Tag zu Tag mehr Hand anlegte, das alles brachte ihr noch keinen einzigen Groschen ein. Wie sollte sie es nur anstellen, um Geld zu verdienen, damit sie dem Onkel nicht zur Last fallen brauchte, wenn sie einmal in die Lage kommen würde, sich was anschaffen zu müssen? Sie erwog alle ihre Kenntnisse und Fertigkeiten, aber weder mit dem bishen Zeichnen und Malen, noch mit ihrem Klavierspiel, noch auch

mit dem sehr fragwürdigen Französisch und Englisch, das sie in der höheren Mädchenschule und im Pensionat gelernt hatte, würde sie sich eine Einnahmequelle eröffnen können. Endlich fiel ihr ein, daß sie vielleicht mit ihrer Fertigkeit im Sticken Geld verdienen könnte. Und so schwer es sie auch ankam, sie entschloß sich eines Tages allen Ernstes, nach Arbeit zu fragen. Sie nahm alle ihre moralische Kraft zusammen, um ihre ängstliche Scheu, dieses unsagbar peinliche Gefühl der Beschämung und Verlegenheit zu überwinden, das sie jedesmal anwandte, so oft sie zaudernd vor einem Laden stand. Viermal fragte sie vergebens an, als sie endlich das Glück hatte, von einem Tapissiergeschäft mit der Ausführung einer kleinen Probearbeit betraut zu werden. Die Probe fiel zur vollen Zufriedenheit des Ladeninhabers aus; der Erfolg stachelte ihren Eifer, und am Ende der ersten Woche trug sie stolz den ersten Taler als Erlös ihrer Arbeit nach Hause.

Niemand war glücklicher als Felicia. Aber die Anerkennung, auf die sie im stillen auch von Seiten Tante Bertas gerechnet hatte, blieb auch diesmal aus. Die Mißgünstige ließ es nach wie vor nicht an höhnischen Stichelreden fehlen.

„Sticken“, erklärte Tante Berta und zog geringschäßig ihre spitzen Schultern in die Höhe, „na ja, das ist ja ganz gut für vornehme Damen, die nichts Besseres zu tun haben. Aber eine Arbeit für einen kräftigen, gesunden Menschen ist das nicht. Traurig genug, daß Du nichts weiter gelernt hast! Mein Gott, es wird ja auch darnach bezahlt. Was hast Du denn dabei erübrigt? Lumpige fünf Groschen den Tag, das reicht ja knapp für Doktor und Arznei, wenn Du Dir mit dem Sticken Deine Augen verdorben haben wirst.“

Aber Onkel Schöning nickte Felicia ermutigend zu, und über die ersten Jüge des sonst stillen, wortfargen Mannes huschte ein flüchtiges Lächeln.

„Das ist wohl das erste Geld, das Du in Deinem Leben verdient hast?“ fragte er das erröthende, junge Mädchen.

„Ja, Onkel.“

„Na, siehst Du,“ sagte er in einem bei ihm ganz ungewohnten Tone, der fast wie Scherz klang, „der Anfang ist gemacht. Und das ist die Hauptsache. Wie war Dir denn zu Mute, als Du das erste, selbstverdiente Geld in Empfang nimmst?“

Felicia erröthete, während Tante Berta erstaunt zu dem so außergewöhnlich Gesprächigen hinüberblickte.

„War es nicht ein schönes und gewissermaßen erhebendes Gefühl?“ forschte Herr Schöning weiter, als die Gefragte noch immer schweigend zu Boden sah.

Felicia nickte und hob ihr Gesicht. Der Blick des Stiefonkels ruhte mit einem so freundlichen Ausdruck auf ihr, daß die Scheu der Verschüchterten einer freudigen Aufwallung Platz machte.

„Ja, das war es, Onkel,“ bestätigte sie. „So stolz und zufrieden mit mir selbst bin ich noch in meinem ganzen Leben nicht gewesen!“

Er nickte.

„Na, ja, ein ganz eigenes Gefühl ist's. Ich erinnere mich noch, als ich — es sind nun fast dreißig Jahre her — als junger Mann meiner ersten Monatsgehalt bekam. Herrgott, da kam ich mir wie ein Krösus vor! Ich meinte, mein Geld könnte gar kein Ende nehmen, und von der ersten Million glaubte ich mich nun nicht mehr allzuweit entfernt.“

Er lachte, und auch Felicia stimmte fröhlich mit ein. Tante Bertha's Gesicht aber verzog sich zu einer Grimasse, und ihr Teint spielte vom gelblichen ins Graue hinüber. Aus ihren Augen sprühte förmlich der Aergir und das Mißtrauen, daß der Grundzug ihres Charakters war und welches die freundliche Unterhaltung zwischen Onkel und Nichte mehr als je entsachte. Auch sie lachte, aber es war ein grimmes, grelles Lachen.

„Ihr macht ja ein Aufsehen von den drei Mark!“, bemerkte sie öfhnisch, „als ob der Bettel ein Vermögen wär!“

Auf Herrn Schöning schien diese Aeußerung allerdings die erwünschte ernüchternde Wirkung auszuüben, denn er sagte: „Freilich, wenig genug ist's ja und eigentlich weniger ein Lohn zu nennen als ein Almosen. Und darin hat Tante Berta ja recht, schädlich ist das Stücken obenbrein, sowohl für die Augen, wie für die Brust — das ewig gebückte Sihen!“

Er blickte nachdenklich vor sich hin.

„Vielleicht findet sich 'mal etwas besseres und etwas lohnenderes für Dich — hm!“

Plötzlich erhellte sich das grübelnde Gesicht, und lebhaft wandte er sich Felicia zu.

„Daß einem doch das Nächstliegende immer zuletzt einfällt! Ich wüßte etwas anderes für Dich, wenn Du es Dir denn durchaus in den Kopf gesetzt hast, Geld zu verdienen.“

Er sah sie forschend, ein wenig zweifelnd an, während sie in ängstlicher Spannung an seinen Mienen hing.

„Sage 'mal, wie sieht es mit Deinen Kenntnissen im Rechnen, Felicia?“

Tante Bertha öffnete ihre kleinen, grauen Augen, so weit sie nur konnte, und blickte abwechselnd von dem einen zum andern. Felicia errötete bis zur Stirn.

„Ich bin im Rechnen immer eine der besten in der Schule gewesen“, gab sie verschämt zur Antwort.

„So. Habt Ihr denn auch Zinsrechnung geübt?“

„Freilich.“

„Na, laß 'mal sehen! Also, wenn ich jemandem fünfhundert Mark auf drei Monate zu sechs Prozent leihe, wieviel erhalte ich wieder?“

Felicia brauchte noch keine Minute, um die Rechnung zustande zu bringen.

„Fünfhundert sieben und eine halbe Mark“, antwortete sie triumphierend.

„Richtig! Sage 'mal, von dem Buchführen verstehst Du wohl nichts?“

„Rein, Onkel“, gestand sie kleinlaut.

„Na, schadet nichts! Als Lehrling hast Du das auch nicht nötig. Das lernst Du eben. Die Hauptsache ist, gut rechnen und eine passable Handschrift. Die hast Du. Und was ein guter Kaufmann sonst noch braucht, Ordnungssinn und Gewissenhaftigkeit, die sehe ich bei Dir voraus.“

Er sah ihr forschend in die Augen, als wollte er auf dem Grunde ihrer Seele lesen, sie aber hielt seinen Blick ohne zu zucken, aus. Eine freundige Ahnung regte sich in ihr.

„Also, was meinst Du, Felicia, hättest Du wohl Lust, Dich bei mir im Geschäft zur Buchhalterin auszubilden? Weibliche Buchhalter giebt's ja heutzutage in Berlin schon eine ganze Anzahl. Nun, was sagst Du zu meinem Vorschlag?“

Ueber Felicias Gesicht ergoß sich dunkle Glut bis hinauf zur Stirn. Sie strahlte vor Eifer und Freude. Eine Aussicht eröffnete sich vor ihrem Blick, die ihr Herz schwellen machte. Den Augen und dem Machtbereich Tante Berthas entrückt, in eine nützliche und ergiebige Tätigkeit versetzt, die sie in unaufhörliche Verührung mit ihrem Onkel und Vormund brachte und ein besseres Verhältnis zu ihm und der Familie überhaupt anbahnen mußte. — Welch' ein Glück!

„O Onkel“, erwiderte sie, schwankend zwischen Furcht und freudiger Hoffnung, „ich wünsche mir ja nicht besseres. Ich möchte ja so gern — wenn Du meinst, daß ich nicht zu ungeschickt dazu bin!“

Herr Schöning schiedte sich eben zu einer Antwort an, als ihm Tante Bertha zuvorkam. Im ersten Augenblick, als der Fabrikant mit seinem Vorschlag heraustrückte, hatte sie sprachlos und starr vor Staunen und Schrecken dagestanden. Nun aber machten sich Furcht, Mut und Haß in einem grellen Ausflachen Luft.

„Felicia als Buchhalterin!“ spottete sie. „Warum bean nicht gleich als Prokurist und Geschäftsführer? Sie, die ihr Lebtag nichts gekannt hat als sich putzen und amüsieren, die soll sich auf einmal auf den Drehschemel setzen und soll die Feder

hinter's Ohr stecken, soll rechnen und Bücher führen? Na, da gratuliere ich Dir! Da wirst Du Dich wohl bald nicht mehr zurechtfinden in Deinen Büchern. So'n junges Mädchen ist doch gar nicht imstande, den ganzen Tag über ihre fünf Sinne zusammenzuhalten!“

Felicia erbläute, und ihre Hoffnungsfreudigkeit schlug jäh in zagenbe Rutlosigkeit um. Ueber Herrn Schöning's Gesicht, auf dem noch eben ein freundliches Lächeln geschwebt, breitete sich ein Schatten, und mit einem ungewissen Blick sah er auf sein Mündel.

„Wenn sich Felicia nicht dazu eignet“, bemerkte er, „dann ist es eben nichts. Ohne Aufmerksamkeit und Fleiß geht's natürlich nicht. Aber wir werden ja sehen. Einen Versuch kann man immerhin wagen.“

Aber auch dieses geringe Entgegenkommen dem Wunsche des jungen Mädchens gegenüber schien Tante Bertha schon zuviel.

„Ueberhaupt die ganze Idee“, nahm sie von neuem das Wort, „finde ich, wie soll ich sagen, ganz und gar unsinnig! Du hast doch vier junge Leute in Deinem Komptoir. Nun stell Dir mal vor, was werden wird, wenn Du Felicia zu denen setzt! Oder willst Du ihr vielleicht 'n Privatkomptoir einrichten? Nicht? Na also! Was nun wird, das kannst Du Dir doch denken. Das wird ein Liebäugeln hinüber und herüber werden und, wenn Du einmal den Rücken drehst, ein Komplimentemachen und Schwagen! Für solch' junges Volk giebt's ja doch nichts Wichtigeres als Liebesgeschichte und Courtschneiden. Na, die Konfusion in Deinen Büchern möcht' ich dann mal sehen!“

Der Fabrikant war während der Neben Tante Berthas aufgestanden und hatte begonnen, aufgereggt auf und ab zu geben. Jetzt blieb er stehen und sah unentschlossen von der einen zur anderen. Aus Felicias Augen traf ihn ein flehender, beschwörender Blick.

„Ich werd' mir's noch überlegen“, sagte er und verließ das Zimmer. —

Schon am anderen Tage teilte Herr Schöning Felicia seinen Entschluß mit.

„Ich habe die Sache noch einmal gründlich mit Tante Bertha besprochen“, beschied er. „Sie hat recht, es scheint mir doch nicht schädlich! In kleinen Geschäften, wo man überhaupt nur einen Buchhalter braucht, ist es wohl angängig, ein junges Mädchen einzustellen, aber zwischen so vielen jungen Leuten würde es doch zu allerlei Unzuträglichkeiten führen.“

Damit war die Sache erledigt. Felicia wagte nicht zu widersprechen. Mit Bitterkeit empfand sie, daß ihr in diesem Hause bei jedem Schritt der Einfluß Tante Berthas im Wege stand. Sie hatte es schon bemerkt, daß Tante Bertha alles durchzusehen pflegte, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, indem sie so lange intriguierte und dem Hausherrn in den Ohren lag, bis er nachgab, nur um sich Ruhe zu verschaffen.

Felicias Stellung im Hause wurde immer mehr eine isolierte. In der ersten Zeit hatte sie gehofft, mit ihrer Stiefmutter in ein freundlicheres Verhältnis zu kommen, durch den Umstand, daß sie ein Schlafzimmer teilten und die Enge der Wohnung sie überhaupt äußerlich mehr als früher zusammen brachte. Aber gerade dadurch, daß sich jetzt mehr als je die abstoßenden Seiten im Charakter der zweiten Frau ihres Vaters enthüllten, entfremdete sie sich derselben.

Frau Wallburg brachte einen großen Teil ihrer Zeit außer dem Hause zu, indem sie sich bemühte, die Beziehungen ihrer Mädchenjahre, die sie während ihrer Ehe vernachlässigt hatte, wieder anzuknüpfen. Sie besuchte, als erst einige Zeit verstrichen war, fleißig das Theater, ja sogar kleine Gesellschaften.

„Weißt Du“, sagte sie eines Tages zu Felicia, während sie sich zum Ausgehen ankleidete, „was Gutes hat solch' ein Trauerfestum doch. Es macht interessant, besonders wenn man blond ist wie ich. Findest Du nicht, daß mich das Schwarz vortrefflich kleidet?“

Ein andermal wieder klagte sie: „Wenn doch erst das dumme Trauerjahr vorüber wäre! Es ist doch furchtbar langweilig. Nichts kann man mitmachen. Reulich wurde bei Detloffs des Abends ein bißchen getanzt. Die Herren quälten mich so sehr. Aber es schiedt sich doch nun einmal nicht! Du glaubst nicht, wie ich mich im stillen geärgert habe.“

Das einsame, verwaiste Herz des jungen Mädchens sehnte sich nach Teilnahme und Liebe, und da die Großen im Hause sich ihr verschlossen, so suchte sie sich in die Kinderherzen Eingang zu verschaffen. So oft sie nur konnte, besonders wenn Tante Bertha nicht zugegen war, ging sie in's Kinderzimmer, um mit den Kleinen zu spielen, oder um ihnen Märchen zu erzählen und sie Kinderlieder singen zu lehren. Aber auch in die unschuldigen Kindergemüter hatte Tante Bertha bereits ihr Gift gespritzt, wie Felicia sehr bald erfahren sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Kein menschliches Wirken ist verloren, kein für die Idee vergossenes Blut ist fruchtlos, kein Traum der Tugend ist eine Täuschung. Das beständige sehnüchliche Wünschen des Menschengeschlechtes ist für die Gesellschaft, was der Kompaß für das Schiff ist; er sieht das Ufer nicht, allein er führt zu ihm hin.

Lamartine.



Die korrigierten Briefe.

Von Max Melchert.

(Nachdruck verboten.)

Nun waren sie bereits drei Wochen verheiratet, Ernst Rode und seine junge Gattin. In das Vornehmen Heim des gefeierten Malers war etwas ganz neues gekommen; durch alle diese Räume ging ein Strom ganz anderen Lebens, von dem sie bisher unberührt geblieben waren. Ueberall erkannte man die Herrschaft eines weiblichen Wesens, das mit seinem Takt alles ordnete und zu dem Vornehmen erst die Behaglichkeit gab.

Den verwöhnten Künstler heimelte das alles ganz außerordentlich an. In dieser ganzen Zeit seit seiner Verheiratung war er kaum aus seinen vier Pfählen hinausgekommen. Sein junges Weib verstand es vorzüglich, den ganzen Menschen so vollkommen in Anspruch zu nehmen, daß er gar nicht erst auf den Gedanken kam, sich auch nur ein einziges Mal ihrem Gesichtskreis zu entziehen. Die große Welt, in der er bisher gelebt hatte, konnte ihm nichts mehr bieten. Er hatte ihrer nur so lange bedurft, als es seine künstlerische Stellung erforderte. Die ganze Gesellschaft hatte er, der sich ganz aus der Tiefe herausgearbeitet, nur als Vorspann für seinen Siegeswagen gebraucht. Jetzt, da sein Ruf gefestigt und seine Position gesichert war, hatte er für sie nichts mehr übrig.

Das spiegelte sich so oft in seinen Worten wieder, wenn er mit seiner Frau über derartige Probleme sprach. Frau Elli wollte ihn nicht ganz von der Außenwelt abschneiden und einen geselligen Verkehr wenigstens in beschränktem Umfange aufrecht erhalten. So waren sie auch heute wieder auf dieses Thema gekommen. Frau Rode meinte, daß der Künstler doch schon allein um seiner Kunst willen den Verkehr aufrecht erhalten müsse, aus dem er neue Anregungen schöpfe.

„Fällt mir gar nicht ein,“ erwiderte ihr Gatte. „Anregungen finde ich überall, wo ich sie nur suche. Wo ich nur hinsehe, habe ich sie, draußen in der Natur, auf der Straße, am wenigstens aber in der sogenannten Gesellschaft. Wo ist dort irgend etwas Originelles? Nirgends. Ueberall trifft man glatte geschmeidige Menschen, und wenn ja noch einer da ist, der etwas eigenes zu geben hat, dann pfeift er in der Gesellschaft doch immer nur die Melodie der anderen. Soll er mich anregen, so muß er losgelöst von der Umgebung auf mich wirken.“

„Aber deine Kollegen und überhaupt auch andere Künstler . . .“

„Können mir gestohlen bleiben! Wer ohne sie existieren kann, lebt am besten. Ich kann's. Mir ist der alte Streit zwischen den verschiedenen Richtungen durchaus widerwärtig. Nein, nein; laß nur die Menschen, wo sie sind. Ich mag nichts von ihnen wissen. Solange ich sie brauche, habe ich mich ihrer bedient, und für sie war es nichts weiter als ein Sport, mich hochzubringen; das Resultat einer gutmütigen Stunde, als ob einem Bettler ein Brocken hingeworfen wird. Wenn ich in Not läme, würde mir kein Mensch wirklich helfen. Was ich von ihnen habe, brauche ich ihnen nicht zu danken, weil ich ihnen nichts anderes war, als ein angenehmer Zeitvertreib. Jetzt, da ich auf eigenen Füßen stehe, sind sie meiner auch längst überdrüssig. Sie suchen sich für ihre sogenannten Wohltaten ein anderes Objekt und werden auch eins finden. Ich komme dafür nicht mehr in Betracht; im Gegenteil, wird mir irgend eine Unebenheit entdeckt, irgend etwas, das nicht in den hochwohlgebornen Kram dieser hochnasigen Herrschaften geht, dann ziehen dieselben Leute, die bisher von Wohlwollen für mich überflossen, mich erbarmungslos in den Sumpf; und ich könnte mich mit dem Teufel verbünden, ohne daß ich mich gegen die böse Zunge dieser Art Wohltäter schützen könnte.“

„Aber, lieber Ernst, mir scheint es, als ob du die Menschen doch ein bißchen zu scharf beurteilst. Du siehst die Welt durch eine dunkle Brille an und deshalb erscheint sie dir so dunkel.“

„Glaube das ja nicht, mein Schatz, ich kenne die Welt doch recht genau. Wenn ein armer Künstler in jahrelangem Mühen sich abplagt und durchhungert, dann lernt er die Welt kennen, besser als jeder andere. Da kümmert sich kein Teufel um die Kunst, wenn nicht noch irgend etwas dranhängt. Geh doch einmal hin und zähle die Leute, die ohne Eigennutz und verschwiegen etwas für die Kunst tun. An deinen fünf Fingern kannst du sie her zählen und dann hast du noch ein paar Finger übrig. Lehr' du mich die Menschen kennen! Ich habe mir Mühe gegeben, meine Blüten zu verdecken, und das ist mir ja denn auch gelungen. Wenn die Menschen gewußt hätten, daß ich als barfüßiger und schmutziger Junge in die Dorfschule gegangen bin, aus der ich mein ganzes Wissen geschöpft habe, dann hätten sie mich anders behandelt.“

„Ach, Mann, wo denkst du hin? Die Welt ist heutzutage doch schon so vorurteilsfrei, daß sie über solche Nichtigkeiten hinwegsieht.“

„Nein, sie sieht nicht darüber hinweg. Die Welt steht heute noch genau so in ihren Vorurteilen, wie früher, oder gar noch mehr. Wenn sie einmal versucht, sich zu überwinden und bei einem Menschen über seine Herkunft hinwegzusehen, dann läuft so ein armer Kerl als ein Stück Kunstzigeuner herum, der nichts halbes und nichts ganzes darstellt; und dafür war ich mir doch zu schade. Mit der Feder wußte ich nie umzugehen, desto besser aber mit dem Pinsel. Ich bin ein guter Maler geworden, daß wußte ich ganz genau, und deshalb machte ich Anspruch darauf, vollwertig behandelt zu werden. Daß es mit Orthographie und Grammatik bei mir hapert, geht keinem Menschen etwas an. Nur bei dir habe ich manchmal etwas Angst, du könntest mich schief ansehen, Herzensschatz, weil ich da so mächtig hinter dir her hinfle.“

„O, du lieber einfältiger Mann, wie kannst du nur so etwas glauben. Was kümmert mich das! Im übrigen habe ich in allen deinen Briefen nie etwas Unrichtiges bemerkt, also kann es doch mit deiner Orthographie und Grammatik auch gar nicht so schlimm sein, wie du es hinstellst. Aber ich gehe trotzdem nicht davon ab, daß man seine Schwächen ruhig eingestehen soll, denn ohne sie ist kein Mensch. Und wer in der Welt etwas geworden ist, wer wie du sich aus eigener Kraft herausgearbeitet hat, braucht sich um das Urteil der paar Narren, die ihn vielleicht über die Achseln ansehen, nicht zu kümmern.“

„Nun, wollen wir darüber nicht streiten. Ich bleibe bei meiner Ansicht, daß deine paar Narren für die urteilslose Masse maßgebend sind. Da muß man eben mit dem Strom schwimmen. Aber jetzt ist es Zeit für mich, in die Ausstellung zu gehen, ich habe noch einiges mit der Leitung zu besprechen. Ich denke in einer Stunde wieder hier zu sein. Also auf Wiedersehen, mein Schatz!“

Auf dem Wege zur Ausstellung machte der Künstler einen Abstecher zu einer Cousine, deren Wohnung er aber zum großen Leidwesen verschlossen fand. Vor einiger Zeit hatte er die junge Verwandte gebeten, ihm gewisse Briefe wieder zurückzuschicken, damit er sie vernichten könne. Das sollte an dem Tage geschehen, der dem Zeitpunkt unserer Handlung voranging, war aber aus irgend einem Grunde versäumt worden. Ernst Rode hatte deshalb die Absicht, diese Gelegenheit wahrzunehmen, um die Briefe selbst abzuholen, was indessen durch die Abwesenheit der Cousine verhindert wurde.

Während der Maler nun in der Ausstellung war, brachte ein Dienstmote die Briefe in einem kleinen Paket in seine Wohnung, wo sie von der jungen Frau in Empfang genommen wurden, obgleich der Ueberbringer vorgab, das Paket nur an Herrn Rode persönlich abgeben zu dürfen, wußte die Frau es ihm abzunehmen. Sie war durch die Weigerung neugierig nach dem Inhalt geworden und hatte nun auch nichts eiligeres zu tun, als die Sendung zu öffnen. Ihre Neugierde wuchs, als sie einige Duzend Briefe in der Hand hielt, die alle geöffnet waren und die Adresse der Cousine trugen, offenbar von Ernst geschrieben. Hastig entnahm sie den obliegenden Brief seinem Umschlag, und während sie den Inhalt überflog, wechselte sie die Farbe. Schreck

und Erstaunen malten sich in ihrem Gesicht und noch einmal las sie den Brief durch. Aber dort stand es ja schwarz auf weiß, was sie doch kaum zu glauben vermochte:

„Mein süßer, herziger Schatz! Leider ist es mir für heute unmöglich, zu Euch zu kommen. Du kannst Dir denken, was mir das schmerzt. Ich brenne vor Sehnsucht, Dich in meine Arme zu schließen. Gott sei Dank, nun ist es ja nur noch ein paar Wochen, bis ich Dich für immer habe. Tausend Grüße und Küsse von Deinem Ernst.“

Also betrogen! Betrogen durch Ernst, der ihr Gott war; betrogen durch diese spitzbübische Cousine. Wie war es nur möglich? Ein so schändliches Spiel war ja kaum denkbar, und doch war es nicht zu leugnen, diese Beweise waren zu untrüglich. In fieberhafter Eile durchstöberte die junge Frau auch die übrigen Briefe, die sich aber alle ähnlich waren. Hier war ja kein anderer Ausweg mehr, die Briefe befundeten klar und deutlich die Untreue des Gatten.

In dieser Stimmung traf Ernst Rode seine Frau als er nach Hause kam. Mit fröhlichem Grusse trat er ins Zimmer, aber er stutzte, als er das aufgeregte Wesen seiner Frau bemerkte.

„Aber, Herzensschatz, was in aller Welt ist denn los?“

„Vor allen Dingen bitte ich dich, mich mit deinen Zärtlichkeiten zu verschonen; du weißt vielleicht jemand, bei dem sie besser angebracht sind, als bei mir.“

„Liebes Kind, du sprichst in Rätseln und weißt doch, daß ich so etwas nicht verknäuen kann. Also sei so freundlich und sage mir, was dir fehlt.“

„Sei ohne Sorge. Mir fehlt nichts. Mir ist etwas zuviel und das bist du. Hier bin ich ja auch wohl überflüssig, und du weißt wahrscheinlich recht guten Ersatz für mich.“

„Ja weißt du, jetzt wird mir's ein bißchen zu bunt. Willst du mir nun nicht endlich sagen, was dir in die Krone gefahren ist?“

„Nun, tu doch nicht so gleichgültig. Kennst du vielleicht diesen Brief hier — und diesen — und alle diese Briefe? — Nun?“

Ein jäher Schreck durchzuckte den Vater. „Um Gottes willen, du weißt . . .?“

„Zunächst ich weiß, ich habe sie alle gelesen. Hast du vielleicht noch etwas dazu zu bemerken?“

„Ich weiß ja, daß es recht schlimm ist, aber denk mal an, Schatz, ist es denn wirklich ein so großes Verbrechen, daß du mich allein lassen willst? Unser ganzes Glück, ist es denn nichts dagegen, ist dir denn das alles nicht mehr wert, als diese Nichtigkeit und eine solche ist es doch wirklich.“

„Das nennst du Nichtigkeit? Und du wagst noch, es zu entschuldigen? Weißt du nicht, wie gemein du gehandelt hast? Nun, wenn dir das noch nicht genug ist, wenn du noch versuchen kannst, deine Hebeln zu bemänteln, dann tut es mir leid. Ich sehe ein, daß ich elend umgaulst wurde. Lug und Betrug war alles, nichts weiter.“

„Na, erlaube mal, liebes Kind, so gefährlich ist es nun doch wohl nicht, daß du von Betrug sprechen kannst. Aber ich kenne ja das Vorurteil der Welt und davon kannst du dich auch nicht freimachen.“

„Da hört aber doch alles auf. Das nennst du Vorurteil, wenn man darüber empört ist, daß du deiner Cousine kurz vor unserer Hochzeit noch Liebesbeteuerungen schickst. Soll ich sie dir nicht obendrein noch ins Haus laden, damit du den Gegenstand deiner Anbetung hier hast?“

„Ja, was hat denn meine Cousine mit meiner Liebe zu tun? Die geht sie doch nichts an.“

„Köstlich — geht sie nichts an. Und deshalb, weil sie deine Liebe nichts angeht, schreibst du ihr zärtliche Briefe und versicherst sie dieser Liebe.“

„So, seit wann habe ich denn meiner Cousine meiner Liebe versichert?“

„Nun, das steht doch in den Briefen.“

„Ja, aber die Briefe selbst sind doch an dich gerichtet.“

„Nun wirst du aber rätselhaft. Tragen denn nicht die Briefe die Adresse deiner Cousine?“

„Ja, aber Schatz, kennst du denn den Inhalt gar nicht mehr? Das sind doch dieselben Briefe, die ich dir geschrieben habe.“

„Ja, wie kommen sie aber zu deiner Cousine?“
„Das sind doch bloß die Skonzepte zu den Briefen, die du bekommen hast.“

„So? Und deiner Cousine haben sie nicht gegeben?“

„Bewahre. Die hat sie doch bloß korrigiert, von wegen Orthographie und Grammatik.“

Von den Lippen der jungen Frau erklang ein erlösendes Lachen, das der Situation die Spannung nahm. Sie nahm den Gatten in die Arme und zog ihn belustigt durchs Zimmer.

„Armer Kerl, also so ist die Geschichte. Erst hast du deiner Cousine die Briefe geschickt und die hat sie dann jedesmal durchgesehen?“

Der Künstler nickte nur. Die Heiterkeit seiner Frau hatte ihn angesteckt und ließ ihn gar nicht zum Sprechen kommen. Er küßte ihr die Antwort auf die roten Lippen.



Ueber amerikanische Studentenlieder v. Eine Sammlung der beliebtesten amerikanischen College Songs vom Jahre 1900 meint in der Vorrede, nächst den geistlichen Gesängen seien es die von Herzen kommenden studentischen Lieder, mit denen jedermann in Amerika am vertrauesten sei. Die Zahl der wirklichen, meist schottischen Volkslieder, wie Annie Laurie oder My Bonnie lies over the ocean, ist so gering in den amerikanischen Studentenbüchern, daß sie als eigene Klasse gar nicht heraustreten. Häufiger finden wir schwärmerische Liebesgesänge älteren Datums mit etwas blassen Gefühlen, wie The Quilting Party, und natürlich die zu Volksliedern gewordenen Plantagenlieder Fosters. Wald- und Wanderlieder fehlen selbstverständlich völlig, und vaterländische Gesänge sind nur selten anzutreffen, obwohl der große Bürgerkrieg sie in großer Zahl ins Leben gerufen hatte. Die Masse der auf den Universitäten gesungenen Lieder ist rein studentischen Charakters. Trotzdem nicht nur jede Hochschule ihr eigenes Liederbuch hat, sondern auch innerhalb der Hochschule jede Verbindung oder Fraternität wieder ihr eigenes, so sind sie doch an Fülle und Mannigfaltigkeit alle zusammen genommen nicht mit dem deutschen Kommerzbuch zu vergleichen; die Carmina Princetonia z. B. enthalten nur 150 Lieder. Sie zerfallen im wesentlichen in zwei Gruppen, eine feierliche und eine humoristische. Die Gesänge der ersten sind meist dem Preis der einzelnen Bildungsstätten, an denen sie entstanden, gewidmet, und die Melodien dazu sind von allen Ländern zusammengeraubt, ja das Wells College, ein Fraueninstitut, hat zu einem fröhlich-festlichen Loblied die trübselige Weise Der Tiroler und sein Kind gewählt. Oft muß die Nacht am Rhein herhalten, sie ist so beliebt, daß sie im Buch der Princeton Universität sogar mit dem deutschen Text erscheint. Origineller sind in Wort und Lied die älteren Studentengesänge drollig humoristischer Art, die an die Mother Goose-Reime erinnern, ja ihnen nachgebildet sind. Die Mother Goose-Reime, unsern Kinderreimen an heiterem Ursprung vergleichbar, haben überhaupt in Amerika eine größere Bedeutung, als diese bei uns. Zu dieser Gruppe gehören z. B. Noahs Ark und Bingo. Von besonderem Interesse sind für uns die Studentenlieder deutscher Abkunft, die in Amerika eine Heimat gefunden haben. Jupeidi und jupeida, Krambambuli. Der Papst lebt herrlich in der Welt, Was kommt dort von der Höh', Gaudeamus und Integer vitae sind die verbreitetsten der älteren deutschen Studentenlieder; von den jüngeren deutschen Volks- und Studentenliedern sind die beliebtesten Roschats Verlassen, Weh, daß wir scheiden müssen, und die Lorelei. Aber auch anderen begegnet man nicht selten, so Weibels Krokodilllied. In einem kühlen Grunde, Fiduicit. Von all diesen sind aber nur die Lorelei und ganz besonders Weh, daß wir scheiden müssen, über die studentischen Kreise hinaus ins Volk gedrungen, dazu noch die Weise O Tannenbaum, aber mit fremdem Text. Im großen ganzen ist also der Einfluß des deutschen Liedes nicht so bedeutend, wie man bei den Einwirkungen, die die deutschen Universitäten auf die amerikanischen ausübten und noch ausüben, voraussetzen könnte; doch ist zu sagen, daß die deutschen Studentengesänge die einzigen sind, die auf die amerikanischen eingewirkt haben.